

Leute Vorsichtsmaßregeln gern außer acht lassen. Mit man aber vorichtig genug, um den zahlreichen Gefahren — auch der reichliche Alkoholgenuss, zu dem man leicht verleitet wird, ist unter diese zu rechnen — zu entgehen, so tritt dennoch als eine unvermeidliche Folgeerscheinung der starken Anforderungen des Tropenlebens eine heftige Reizbarkeit ein, die unter dem Namen „Tropenoller“ in schillernder Weise steht. Unter dem Einflusse dieser Reizbarkeit begehrt man den Umgang, über die man sich in Europa — wundert und die Heimgeliebten müssen dann später auch noch die Verantwortung für ihre wunderlichen Handlungen tragen.

Und nun das Tierleben in den Tropen! Auf den Abbildungen der Bücher und in den zoologischen Gärten Europas und Amerikas kommt man über den königlichen Bau der Giraffe, bewundert die Majestät des Löwen, freut sich über die prächtigen Farben des Paradiesvogels, amüsiert sich über die Possierlichkeit der Affen und betrachtet mit nachdenklicher Reue und einigen Grauen die schillernden Farben der Schlangen. Man denkt dann wohl: ach, wie schön muß es sein, diese Tiere in der Freiheit zu erblicken. Verüßige dich, Leser, dein Interesse wird nicht so leicht gestillt werden: die wenigsten dieser Tiere bekommt du lebhaftig zu sehen, und auch deine Angst vor dem gefährlichen Wüstenkönig darfst du getrost zu Hause lassen. Wenn dich nicht ein ganz besonderer Zufall leitet oder ein Glückstern dir hold ist, wirst du ihm nicht begegnen! Der Römische hat es für gut befunden, seine aßeitliche Majestät vor der Kolonisationslust der Weissen in Sicherheit zu bringen; er hat sich in die kessigen und wüsten Gebiete des Inneren zurückgezogen, die kaum eines Weissen Fuß betritt. Schilderungen, in denen die Vögel noch im kritischen Uandagebiet den Behauptungen der Heeger und Weissen bedrohlich nahe kommen, liegen ein Jahrzehnt zurück. Die geistreiche Fadaunt englischer Nimrode und die immer vorzüglicher werdenden Verkehrsbedingungen, welche immer weitere Faadagebiete erschließen, haben dem stolzen Wüstenkönig die Lust zum Planieren in kultivierten Strecken arabischer Stedlungen gründlich genommen. Das gilt mit verschwindend geringen Ausnahmen fast für alle Gebiete des dunklen Erdteils. Auch der Anblick anderer großer Tierarten wird immer seltener. Der Gesant wird in wenigen Jahrzehnten das Schicksal des amerikanischen Büffels teilen haben, das heißt von der Wildschäde, soweit Afrika in Betracht kommt, verschwinden sein! Eingeeen ist die Annehmlichkeit, gefährlichen Giftschlangen zu begegnen, immer und überall in den Tropenländern vorhanden, wird aber schon weniger gewürdigt und weniger schäde empfunden als die Insektenplage. Diese bildet eine wahre Katastrophe. Keine Minute kann man bei Lampenlicht ungestört arbeiten. In der letzten Zwovennacht fliegen Milliarden von allen möglichen Heinen und argheren Tieren umher; das schwirrt, summt und flurt in einem fort, allerhand Käfer und Mäden in den verschiedensten Formen, Farben und Größen drängen ins Zimmer, setzen sich dem Bewohner auf die Hand, auf die Nase, kneifen ihn in die Ohren, tanzen sich in den Wangen fest; zur Abwehr über die weissen Papiertögen, vor denen man sinnend, schreibend und schweigend sitzt; im Au ist die Schrift verwascht. Mergelich irrt man auf und beginnt einen ad so verheißlichen Kampf gegen all diese Geter. Doch nach einiaen mehr oder weniger erfolglosen Bemühungen legt man sich resigniert wieder hin und läßt alle Qualen weiter über sich ergehen. Da man die frische Abendluft, die in das schwüle Zimmer dringt, nicht entbehren will, läßt man die Fenster doch offen! Endlich nimmt das schwebende Mosketons den Gewalten auf. Nun hat man Ruhe, bloß die Ohren werden noch durch allerhand irrrende und zirpende Geräusche gequält, die von Zeit zu Zeit durch einen lauten Fall oder deraelichen angenehmen gezeitert werden.

Noch etwas gibt es zu bedenken, auf das nach meiner Ansicht noch zu wenig hingewiesen wird. Es ist eine Tatsache, daß unsere Kolonien zur Zeit bereits recht stark besetzt sind, und zwar rekrutieren sich die Einwanderer teils aus mißliebigen Abenteuererelementen, teils aus gewinnstüchtigen, müßigen und erwerbslosen Individuen, von denen zumal Diarria zur Zeit recht überflutet wird! Wenn sich der redliche Auswanderer nicht sehr vorsteht, läuft er Gefahr, schmächtlich ausbeutet, ja ausgeraubt zu werden. Vorsicht ist dringend geboten. — Und noch eine Bemerkung scheint hier sehr am Platze. Man pflegt den immer so beraten, wie es sein Vorteil erheißt. Wird er nicht direkt ausgebeutet, so leidet er oft durch falsche oder entstellte Ansichten großen Schaden, reist unmutig nach der Heimat zurück und verbreitet hier, auf Grund seiner üblen Erfahrungen, die ungünstigsten Ansichten über die Kolonien. Darum sollte jeder Auswanderer lange vor der Aus-

reise die genauesten Erkundigungen einholen über das Land, seine Verhältnisse, und vor allem über die von ihm zu behebende Strecke. Es gibt in Deutschland gar viele Mittel und Wege, sich solche Informationen zu verschaffen. Die meisten Kolonialgesellschaften unterhalten ihre Auskunftsbüros; es ist nicht nötig, sich immer aus Kolonialamt zu wenden, das andere Aufgeben zu erfüllen hat, als den einzelnen zu beraten. Bei solcher Ratseinholtung am rechten Ort bekommt man weitestlich andere Dinge zu hören, als wenn man auf eigene Faust, nur auf sein Glück, seine Tatkraft und Intelligenz und körperliche Ausdauer bauend, die Tropen aufsucht. Darum erst wägen, dann wagen!

Das Medizinstudium der Frauen

Von G. B.

Der größte Professor der Chirurgie in Deutschland, Czajkowsky v. Bergmann, bekannte sich einmal als ein entschiedener Gegner des medizinischen Studiums der Frauen. Nicht daß er ihnen den Verdienst und das Gesicht zum Beruf des Arztes abspach, sondern weil er die Frauen zu hoch achtete, um ihnen die Strapazen, die aufregenden Einnahmen und bitteren Enttäuschungen, die dieser Beruf mit sich bringt, zuzumuten. Das ist eine andere Begründung der Gegnerschaft des Frauenstudiums. Solange hörte man sich die Ärzte immer nur dagegen ansprechen, weil sie die Konkurrenz der Frau fürchteten. Das ist aber in Wirklichkeit durchaus nicht so schlimm. Die aus einer Darstellung des Professors Schwabe in der „Medizinischen Wochenschrift“ hervorgeht, waren im Wintersemester 1905 bis 1907 an deutschen Universitäten nur 300 weibliche Studierende immatrikuliert, davon in Berlin 95, Bonn 4, Breslau 13, Erlangen 1, Freiburg 27, Gießen 2, Göttingen 11, Greifswald 1, Halle 10, Heidelberg 25, Königsberg 10, Leipzig 12, Marburg 7, München 43, Straßburg 3, Tübingen 2, Würzburg 6. Die weiblichen Studenten der Medizin bilden demnach nur einen Bruchteil von 4 Prozent der gesamten Studentenschaft. Unter ihnen sind viele Ausländer, die nach beendetem Studium Deutschland wieder verlassen. Demnach steht zu erwarten, daß die ca. 60 weiblichen Ärzte in Deutschland keinen großen Zuwachs erhalten. Mitbin ist auch jede Dejongnis der Männer vor der Konkurrenz der Frau auf diesem Gebiete unbegründet. Man sieht, daß sich auch die Frauen mehr oder weniger scheuen, den aufregenden ärztlichen Beruf zu ergreifen. Diejenigen aber, welche sich dem ärztlichen Beruf zum Wohle ihrer Mitgeschwister widmen wollen, sollten nicht unterlassen, sich ernstlich zu prüfen, ob sie auch seelisch und körperlich stark genug sind, die Last des ärztlichen Berufes zu tragen. Eine eiserne geistige und seelische Gesundheit ist dazu unbedingt erforderlich. Da sie vorhanden, das schatzvollste Vermögen nur der Arzt. Eine sorgfältige Untersuchung ist daher notwendig. — Es ist zweifellos, daß das Bedürfnis der Frauen zum ärztlichen Beruf hervorgeht aus dem Willen nach Betätigung und der Menschlichkeit. Die Leiden der Geschlechtsangehörigen zu lindern, als Ärztin wohlzutun und Liebe zu üben, das sind die edelsten Motive, welche die Frauen zum ärztlichen Beruf drängen. Leider hat die wissenschaftlich gebildete Ärztin nur einen beschränkten Wirkungsbereich; nur wenige Frauen der besseren Stände nehmen ihre Hilfe in Anspruch. Der Frau aus dem Volke, der sie am nützlichsten sein könnte, steht sie zu fern, als daß sie ihre Leiden lindern könnte. Und doch hat gerade die Frau aus dem Volke den Rat einer weiblichen Ärztin nötig, um sich und ihrer Familie die Gesundheit zu erhalten. Um sich in den Dienst des Volkes zu stellen, hat aber die Frau kein ärztliches Studium nötig; es ist nur nötig, daß sie, ausgerüstet mit einem reichen Wissen über Krankheitskunde und Gesundheitspflege, nie es jeder durch Selbststudium leicht erwerben kann, unter die Frauen des Volksgeschehens geht, sie aufklärt und anleitet zur Gesundheitspflege. Als Gesundheitslehrerin kann die gebildete Frau eine segensreiche Wirksamkeit entfalten und eine vollkommene Befriedigung ihres Tätigkeitstriebes erreichen.

Sinnspruch

Zürst, Freunde, nicht, wenn Spötter euch verachten!
Erwidert lächelnd ihren Spott und nicht:
Der Spötter Witz kann nichts verächtlich machen,
Was wirklich nicht verächtlich ist.

Der Wein erfundet nichts, er schwagt's nur aus.

Schiller.

Verantwortlich: Ober-Redakteur Dr. Klaus Buchmann; Druck der 2 G. Mittelhessen Postdruckerei — beide in Darmstadt.